

# Der Schatten von Wallgau

**Johann Waldemar Oldcastle**





**Der Schatten von**  
**Wallgau**

**JOHANN WALDEMAR**  
**OLDCASTLE**

Der Autor von *The Beast of Berlin*, *The Road to Venice*,  
*Mutiny*, usw.

**Zum Tölzer Knabenchor gewidmet**

ISBN: 9789403724492

Johann Waldemar Oldcastle

Umschlaggestaltung: Rolsen AG

Veröffentlicht über Bookmundo durch Compass Books (Rolsen AG)

Veröffentlicht in Europa für den weltweiten Vertrieb ab 2025

© Isak Rolsen ad infinitum. Kein Teil dieses Werkes darf ohne die Genehmigung des Autors, des Verlags oder dessen Rechtsnachfolger (solange dessen Nachkommenschaft fortbesteht) kopiert, verkauft in einem Abrufsystem gespeichert oder einer sonstigen, nach dem Urheberrecht unzulässigen Handlung unterzogen werden. Jede derartige Handlung stellt einen Verstoß gegen das Urheberrecht dar. Urheberrecht nach britischem Recht.

Compass Books ist ein Handelsname der Rolsen AG.

Übersetzung mit künstlicher Intelligenz gemacht

**[johannoldcastle.weebly.com/the-shadow-of-wallgau](http://johannoldcastle.weebly.com/the-shadow-of-wallgau)**

# KAPITEL 1

## Geduld!

Es war nicht so, dass er ein schlechter Mensch gewesen wäre – in vieler Hinsicht war er ein standhafter Charakter –, doch man hätte ihn kaum einen besonders gütigen Mann nennen können. Manche behaupten, die Bayern und überhaupt die Menschen aus den Alpen seien eigensüchtig und wenig herzlich. Wer so etwas sagt, hat seine Mitmenschen schlecht beobachtet; denn sie sind nicht nur nach außen freundlich und hilfsbereit, sondern diese Redlichkeit reicht bis tief ins Herz. Sein Neffe Leopold Stecher war ebenfalls Bayer, und schon deshalb dürfen wir von ihnen das Beste denken. Kopf-Ofen nannten die Leute diesen finsternen Onkel, und mit seinem umständlichen Taufnamen brauchen wir uns ebenso wenig aufzuhalten – denn wenn er seine Zornesglut entfachte, war er wahrhaft ein Kopf-Ofen. Leopold dagegen, sein zehnjähriger Neffe,

war ein besonnener Junge, still und schüchtern, doch mit einer Entschlossenheit, die unter der harten Hand seines Onkels gewachsen war; dessen strenge Herrschaft hatte ihn keineswegs gefügiger oder unterwürfiger gemacht, obwohl er von Natur aus ein sanftmütiges Gemüt besaß. Der Onkel lebte auf einem Bergbauernhof oberhalb von Wallgau, irgendwo hoch über dem Tal, im kleinen Weiler Garten am Berg. Dorthin machte er sich an einem sonnigen Frühlingstag auf, um seinem guten Freund, den jedermann nur Bier-Brunnen nannte – und mehr muss über seinen Charakter kaum gesagt werden –, einmal gründlich zu erklären, was er vom Schulhaus hielt.

„De Schui is a Schand fia's ganze Dorf“, begann Kopf-Ofen, wobei sein gewaltiges, geleeartig wackelndes Gesicht bei jedem Wort bebte, „und da Leopold is a rechter Bua zum Schimpfen. Der kriagt net amal d'Hälft von den Stockhieben, de eam zustehn.“

„Freili, liaba Freind“, erwiderte Bier-Brunnen, während er vor seiner Schusterwerkstatt einen Schuh polierte, denn das war sein Handwerk, „da

Leopold is a schlimmer Bua. A ganz schlimmer sogar.“

Er nahm die Bürste von seinem schier unermesslichen Bauch und strich sich damit nachdenklich über das rote, runde Gesicht.

„Is a net!“, fuhr Kopf-Ofen ihn an. „Da Schuilehrer hat eam bloß no lang net gnua verprügelt.“

„Du bist Bauer, i bin Schuster“, sagte Bier-Brunnen unbeirrt.

„Und was hat des bittschön damit z'tun?“, rief Kopf-Ofen hitzig. „Koana von uns is Schuilehrer. Also!“

„Eben“, antwortete der Trunkenbold mit ernster Miene. „Koana von uns is da Schuilehrer. Des is ja des Problem.“

„Des is überhaupt koa Problem!“, widersprach Kopf-Ofen. „Und des bleibt aa so, weil da Herr Finsternis ja scho Schuilehrer is.“

„Eben des is's Problem“, nickte der dicke Schuster langsam. „Er is da Schuilehrer, net du und net i.“

„Jetzt verstehst also mei Problem“, fuhr der beleibte Bauer fort. „I muaß den Schuilehrer endlich so weit bringen, dass er'n Leopold ordentlich straft – so, wia's notwendig is.“

„Seine Eltern san tot“, sagte der Schuster nachdenklich. „Des is d'Hälft vom Problem.“

„Des is eher a Segen“, knurrte der Bauer. „Sonst hättn's den Bua no egoistischer erzogn, als's da Schuilehrer jemals z'sammabringa könnt.“

„Mir san groß. Mir san stark“, murmelte der Schuster vor sich hin.

„I bin stark, du bist schwach!“, brüllte Kopf-Ofen. „Groß bist freili aa – sogar recht groß. Aber i? I bin gradzu schlank! Groß! Pah!“ Dabei schüttelte er sein riesiges, fettes Gesicht.

Doch Bier-Brunnen schien gar nicht hingehört zu haben.

„Gebt's uns bloß a Birkenrutn“, murmelte er. „Dann mach ma den Rest scho...“

„Davon hat da Schuilehrer so vui wia Haar auf'm Kopf“, brummte Kopf-Ofen. „Aber auf unsern

liabn Leopold will er net amal oane davon anwenden. Er weigert si einfach, nach meinem Willen z'handeln! I will aus dem Burschen an ordentlichen Bauern machen, wenn er groß is, aber er schleppt immer no irgendeinen narrischen Musikfimmel im Schädel herum. Da Schuilehrer sagt bloß: *„Des verwächst si scho.“* Pah! A großer Bua is er doch längst!“

„Ja freili“, stimmte der Schuster zu. „Geht scho auf die Zwanzg zua. Höchste Zeit, dass ma eam Vernunft einprügelt.“

Kopf-Ofen geriet einen Augenblick ins Stocken, weil ihm diesmal kein Widerspruch einfiel. Er räusperte sich laut.

„Sechzig kräftige Stockhiebe über'n Buckel“, erklärte er schließlich, „bringen eam scho auf'n rechten Weg. Und koaner weniger aus Mitleid! So wird no a rechter Bauernmann aus eam – soweit er halt überhaupt no wachsen muaß.“

„A Birkenrutn“, murmelte der Schuster wieder. „Genau des brauchen ma.“

Leopold war zwar gesund und für sein Alter vielleicht sogar ein wenig groß gewachsen, doch um die Rippen recht schmal, und weil er still und zurückhaltend war, wäre er für Raufbolde ein leichtes Opfer gewesen. Glücklicherweise gab es an der kleinen Schule keine solchen Schikanierer; nur Wezel war bereits neunzehn Jahre alt und ein kräftiger, übermäßig verwöhnter Bursche. Er war Bauer, verdiente sein Geld jedoch damit, die Waren seines Vaters zu verkaufen, eines alten Messerschmieds, der inzwischen gebrechlich geworden war. Wezel war verzogen, boshaft und betrog seinen alten Vater bei jeder Gelegenheit.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen in Garten am Berg, hoch oben in den Bergen. Unterhalb des Dorfes, das sich eng in ein flaches Hochtal schmiegte, öffnete sich das Tal zum weiten Wallgauer Tal hin, tief eingeschnitten zwischen den steilen Berghängen. Darüber erhoben sich die mächtigen Gipfel selbst, deren felsige Spitzen über Meilen von blumenübersäten Almwiesen und dunklen Bergwäldern emporragten. Auf den Wiesen weideten die Herden. Die Fenster des Schulhauses standen weit offen und ließen die

klare Bergluft herein, den Duft der Alpenblumen und das ferne Rumpeln eines Wagens, der gemächlich durch das verschlafene Dorf gezogen wurde. Herr Finsternis, der Lehrer, war ein großer, hagerer Mann mit einem feinen Sinn für Humor. Er trug einen dunklen Anzug nach Münchner Art, ganz anders als die Lederhosen der Dorfbewohner. Er sprach ein gepflegtes Hochdeutsch, brachte frischen Geist mit in die Berge und war zugleich geduldig und freundlich – ein wahrer Segen für jede Dorfschule.

„Meine Kinder“, sagte er gerade, „bald schließen wir die Schule für den Sommer, und ich werde bis zum Herbst wieder nach München zurückkehren. Wir haben in diesem Jahr viel gelernt. Nun würde mich interessieren, was ihr einmal werden möchtet, wenn ihr erwachsen seid. Wie ich euch schon gesagt habe: Nicht jeder von euch muss Bauer werden.“

Einige Hände gingen in die Höhe, darunter auch Leopolds.

Herr Finsternis nickte ihm zu.

„Nun, Leo? Was möchtest du später einmal werden?“

„Ich möchte Sänger werden“, antwortete Leopold.

# KAPITEL 2

## Wezels Tricks

Es war ein wunderschöner Nachmittag; die Frühlingssonne schien hell durch die klare Bergluft, die vom Duft der Wiesenblumen erfüllt war. Die wenigen Kinder strömten aus dem Schulhaus – es waren kaum mehr als zwanzig. Aber sie lachten wie alle Kinder, die eben erst aus den langweiligen und schrecklichen Mauern einer Schule entlassen worden sind. Einen Augenblick blieben sie noch vor dem Schulhaus stehen, ehe jedes seinen Weg nach Hause einschlug, um auf dem jeweiligen Hof bei der Arbeit zu helfen. Leopold verabschiedete sich von seinen Freunden und ging hinauf zu dem Hof seines unverheirateten Onkels, bei dem er lebte.

Er kam zu dem großen alten Alpenbauernhaus, stieß die Tür auf und warf die kleine Ledertasche, in der er seine Sachen trug, auf die Bank. Kopf-Ofen arbeitete nicht. Er saß in Gedanken

versunken da und starrte ins Leere, während sich seine gewaltige, fette Stirn in ratlose Falten legte. Das Geräusch von Leopolds Ankunft brachte ihn augenblicklich in Bewegung.

„Drei Sekunden zu spät!“, brüllte er, vor Zorn violett im Gesicht. „Du schlimmer Bua! Und dabei bist scho fast zwanzg Jahr alt! Denen schlampigen Gwohnheiten müass ma dir austreiben! Heut Abend gibt’s koa Essen für di!“

Leopold war von diesem ungewöhnlich heftigen Ausbruch zwar etwas erschrocken, sagte jedoch kein Wort zu der maßlosen Übertreibung seines Onkels.

„Geh zu den Pferden, mist die Kuhställe aus und mach alles, was du zu machen hast!“, schrie Kopf-Ofen. „I hab dir net befohlen, dass du mi so deppert anstarrst!“

Leopold war natürlich keineswegs langsam, sondern lief so schnell er konnte zu den Ställen hinaus. Im Kuhstall setzte er sich erst einmal auf einen dreibeinigen Schemel, um sich von dem Schrecken zu erholen. Es war nicht gerecht, dass

er bei einem Onkel leben musste, der sich keinen Deut um irgendjemanden kümmerte außer um sich selbst. Aber seine Eltern waren tot, und er musste sich eben mit diesem Onkel abfinden.

Langsam nahm er den Rechen und begann, die Stände auszumisten. Es war schon so weit gekommen, dass er die Schule dem Zuhause vorzog. Herr Finsternis war schließlich freundlich und schlug niemanden, wenn es nicht einen sehr, sehr guten Grund dafür gab. Und alle Kinder benahmen sich deshalb sogar besser. Das eigentliche Problem war Kopf-Ofens Stolz – auch wenn Leopold niemals gewagt hätte, einen solchen Gedanken laut zu denken. Was konnte er tun? Er stand unter Kopf-Ofens Gewalt, und nichts konnte ihn daraus befreien.

Für Wezel, den Sohn des Messerschmieds, war es wieder einmal ein fauler Nachmittag. Halb in einem Korbstuhl liegend saß er vor dem Haus seines Vaters, kaute auf einem Strohhalme und wartete auf Kundschaft für die Messer. Eigentlich wäre es Zeit gewesen, die Kühe heimzutreiben; aber das war keine Arbeit für einen großen, dicken

neunzehnjährigen Wezel. Also suchte er sich ein kleineres Opfer, als gerade ein Junge mit einem Mehlsack vorbeikam.

„He, Bua!“, krächzte er mit seiner rauen Stimme.  
„Willst a Arbeit?“

„I hab scho oane“, antwortete der fleißige Vorübergehende.

„I geb dir a Mark, wennst’s machst!“, rief Wezel lässig.

„Wirklich?“, fragte der Junge. „Was für a Arbeit?“

„Freili“, sagte Wezel wahrheitsgemäß, „i bin reich gnuu. Du sollst bloß die Küah von meinem Alten hoamtreiben. I kann net – viel zu viel z’tun.“

Der Junge sah erfreut aus.

„I glaub, des schaff i, bevor i mit dem Mehl zu spät komm.“

„Sauber gedacht!“, lachte Wezel. „Dann lauf halt!“

Der Junge lief davon und stellte den Mehlsack vor dem Haus ab, damit er leichter war und schneller laufen konnte. Wezel lachte boshaft, trug den Sack

ins Haus und setzte sich dann wieder hin, um untätig mit den Daumen zu spielen.

Ein gewaltiger dicker Mann kam schwerfällig den Weg herauf.

„A Messer gefällig?“, fragte Wezel gleichgültig. „Arbeit von meinem Alten. Er besteht drauf, dass i den Kram verkauf. Brauchst oans?“

„Braver Bua“, sagte der Schuster – denn es war niemand anders als Bier-Brunnen. „So a braver, kleiner Bua. Wie schön du dich um deinen Vater kümmerst, trotz deiner zarten Jugend und deiner wenigen Jahre. So an fleißigen jungen Menschen findet ma net leicht.“

Wezel lachte mit seiner hässlichen, krächzenden Stimme.

„Red halt, alter Gockel. Was willst? Wieviel Messer?“

„So a guter kleiner Bua“, fuhr der dicke Schuster fort. „Viel besser als der junge Leopold, stell dir vor. Der sollt eigentlich mehr Verstand haben. Bei dir ist die Rute wenigstens immer ordentlich angewendet worden, mein prächtiger Bursche.“

„Jetzt red endlich, du großer Depp“, knurrte der picklige Halbwüchsige. „Was willst denn, hä?“

„Ah, so höflich!“, sagte der Trunkenbold und ließ sich auf eine hölzerne Messerkiste fallen, die unter seinem Gewicht sofort zerbrach. „Wir brauchen deine Hilfe.“

Wezel sah augenblicklich entsetzt aus und wurde beinahe kreidebleich.

„Bitte, Herr!“, stammelte er. „Aber was hab i denn getan?“

„Gar nichts, mein kleiner Freund“, erwiderte der Schuster. „Wir brauchen deine Hilfe, um jemanden zu bestrafen.“

„Wen?“, fragte Wezel sofort wieder frech.

„Leopold Stecher“, sagte der Schuster. „Er ist fast zwanzig und will immer noch kein Bauer werden, wie mir Kopf-Ofen berichtet. Er ist ein schlechter junger Mann. Der Schuilehrer verprügelt ihn nicht genug.“

„Ah, der Rotzbub!“, lachte Wezel vergnügt. „Den kenn i. Der macht meine Arbeit net für mi. So a

faules Viech hast no net gsehn. Dem werd i scho a Lektion erteilen.“

„Vielen Dank!“, rief Bier-Brunnen. „Ich hab gewusst, dass du das tust, guter alter Wezel. Du bist so ein freundlicher Mensch, dass du dich eines Mannes annimmst, der doppelt so groß ist wie du. Vielen, vielen Dank.“

Wezel stand auf und zwängte seine dicke Gestalt durch die Tür.

„I werd mir besser überlegen, was i mach“, sagte er boshaft.

Leopold hatte inzwischen den Kuhstall fertig ausgemistet; die Scheune war sauber gefegt, und gerade hatte er auch die Pferde gefüttert. Mit einem leisen Seufzer der Erleichterung stellte er den Rechen ordentlich an die Wand, schloss die Stalltür ab und ging durch die herrliche Frühlingsluft zum Haus hinüber.

Im Westen erhob sich der gewaltige Berg, im Osten ein niedrigerer Hügel, während sich nach Süden das Tal tief hinab zum großen Wallgauer Tal und zu den Bergen jenseits davon öffnete.

Dieser Anblick wurde Leopold niemals langweilig, und solange er lebte, wollte er in der Nähe der Berge bleiben – nur nicht in Garten am Berg. Er wollte singen, nicht Bauer sein; mit Tieren kam er nicht recht zurecht, und die Eintönigkeit des Bauernlebens langweilte ihn. Seine Stimme hingegen bewunderte jeder, und manchmal stieg er hinauf zu den Wiesen hoch über dem Hof und sang dort.

Mit einem Gefühl der Beklemmung drückte er die Haustür auf und trat ein.

Kopf-Ofen saß am Tisch und bemerkte ihn nicht. Bier-Brunnen war ebenfalls da und sah ihn ebenso wenig; doch Leopold sah beide und zog sich rasch wieder zurück – allerdings nicht, bevor er Kopf-Ofen leidenschaftlich hatte rufen hören:

„Na! Wie immer hast du unrecht! Ma muaß eam peitschen und schlagen, bis er nachgibt!“

„Genau des hab i ja die ganze Zeit g’sagt“, antwortete Bier-Brunnen.

# KAPITEL 3

## Der Kaufbold

Leopold erwachte am nächsten Morgen mit einem seltsamen, nagenden Gefühl. Irgendetwas sagte ihm, dass dieser Tag noch schwerer werden würde als die vorherigen, und dazu kam der Hunger, denn seit dem Abend zuvor hatte er nichts mehr gegessen. Als er die knarrende Holztreppe hinunterstieg, hoffte er aufrichtig, wenigstens das Frühstück werde schon auf ihn warten. Tatsächlich hatte Kopf-Ofen an diesem Morgen eines bereitet, weil er noch etwas verschlafen war, doch bei der Arbeit auf dem Hof dachte er nicht daran, ihm auch nur die geringste Hilfe zu leisten.

„Bald bist zwanzg“, sagte er. „Jetzt wird's Zeit, dass'd den Hof übernimmst.“

Erst als der gewaltige Berg von Arbeit erledigt war, durfte Leopold sich endlich setzen und frühstücken. Doch kaum hatte er die Hälfte

gegessen, riss Kopf-Ofen ihm den Teller aus den Händen und aß den Rest selbst.

„Auf in d'Schui!“, brüllte er. „Du bist z'spät!“

Mit schmerzenden Armen vom vielen Mistgabelschwingen packte Leopold seine Schultasche – in der sich, wie nicht anders zu erwarten, kein Mittagessen befand – und lief den ganzen Weg zur Schule, wo er gerade noch rechtzeitig auf seinen Platz sank, als der Unterricht begann.

Herr Finsternis sah ihn mit besorgtem Blick an, sagte jedoch zunächst nichts und fuhr mit der Stunde fort. Da klopfte es an der Tür des Schulhauses.

„Das dürfte dich interessieren, Leo“, sagte der Lehrer mit einem freundlichen Zwinkern, das verriet, dass dieser Besuch keineswegs zufällig war.

Er öffnete die Tür, und ein schlanker junger Mann in einem vornehmen Anzug nach Münchner Schnitt trat ein.

„Kinder“, sagte Herr Finsternis, „das ist Herr Müller vom Wallgauer Knabenchor.“

Herr Müller lächelte die Klasse freundlich an.

„Ich leite einen Knabenchor“, erklärte er. „Herr Finsternis hat mir erzählt, dass hier ein zehnjähriger Junge sitzt, der später einmal Sänger werden möchte. Gibt es vielleicht noch andere unter euch, die gern singen lernen würden?“

Zwei Hände gingen in die Höhe; die dritte war Leopolds.

„Sehr schön“, sagte der Chorleiter. „Von hier bis Wallgau ist es ja nicht weit. Wenn ihr es schafft, zweimal in der Woche dorthin zu kommen, nehme ich euch gern auf. Die Proben finden dienstags und freitags von vier bis sechs Uhr statt, und wenn ihr genug gelernt habt, singt ihr natürlich auch bei unseren Aufführungen und in den Gottesdiensten am Sonntag mit.“

Er erklärte ihnen noch einiges über das Singen und über die Regeln im Chor.

„Übt bis Freitag“, sagte er schließlich, „und ich hoffe, einige von euch dort wiederzusehen.“

Dann verabschiedete er sich.

Zur Mittagszeit fiel Herrn Finsternis auf, dass Leopold nichts aß.

„Wo ist denn dein Mittagessen?“, fragte er freundlich.

„Mein Onkel hat mir keins mitgegeben“, antwortete Leopold.

„Dann nimm meines“, sagte der Lehrer ohne Zögern. „Hast du wenigstens gefrühstückt?“

„Nur ungefähr die Hälfte“, gestand Leopold.

Herr Finsternis schwieg einen Augenblick.

„Mit deinem Onkel werde ich wohl einmal reden müssen“, sagte er schließlich mit ernster Stimme.

Der Unterricht ging weiter, doch Leopold konnte sich kaum noch konzentrieren. Seine Gedanken schweiften immer wieder ab. Kopf-Ofen war nie besonders freundlich zu ihm gewesen, doch diese plötzliche Verschärfung seines Wesens machte ihm Angst. Wurde sein Onkel allmählich verrückt? Leopold war nicht einmal zwölf Jahre alt, geschweige denn zwanzig, und dennoch

sprach Kopf-Ofen unablässig davon, er müsse nun den ganzen Hof übernehmen. Und was wollte der Onkel dann selbst tun? Dazu kam noch die Einladung in den Wallgauer Knabenchor. War jetzt wirklich der richtige Zeitpunkt, ihn danach zu fragen?

„Leo“, sagte Herr Finsternis leise, „du passt heute gar nicht auf.“

Es war ein warmer Frühlingstag voller neuen Lebens. Das Blöken der neugeborenen Lämmer klang über die Almwiesen, und aus den Ställen drang das ungeduldige Muhen der Kühe, die endlich hinauf auf die Hochweiden wollten, um das saftige junge Gras zu kosten. Nach Unterrichtsschluss strömten die Kinder aus dem Schulhaus hinaus und freuten sich über den sonnigen Nachmittag.

„Hast du den Wezel in letzter Zeit gesehen?“, fragte Daniel Herze Leopold.

„Nein“, antwortete er. „Jedenfalls hat er nichts Vernünftiges getan. Warum?“

„Ich bin gestern mit einem Sack Mehl an seinem alten, halb verfallenen Haus vorbeigekommen“, erzählte Daniel missmutig. „Da hat er mich gefragt, ob ich ihm für eine Mark seine Kühe zusammentreiben würde. Ich hab's gemacht. Aber als ich zurückkam, waren weder das Mehl noch die Mark noch Wezel selbst da.“

„Ach, Daniel“, stöhnte Leopold, „merkst du denn nicht, dass Wezel ein fauler Dieb ist?“

„Psst!“, sagte Daniel hastig. „Mein Vater war vielleicht wütend! Er hat mich verprügelt, als wär ich aus Stroh, und wollte einfach nicht glauben, dass Wezel das Mehl gestohlen hat.“

„Und was willst du jetzt tun?“, fragte Leopold.

„Mit seinem Vater reden“, antwortete Daniel. „Kommst du heute auf die Bergwiesen?“

„Ich versuch's“, sagte Leopold. „Sobald ich mit der Arbeit fertig bin.“

Sie verabschiedeten sich und liefen in verschiedene Richtungen davon.